

Nicole Makarewicz

Jede Nacht





Nicole Makarewicz

# Jede Nacht

## Erzählungen



Seifert Verlag



Umwelthinweis:  
Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung – ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

Der Druck dieses Buches wurde freundlicherweise unterstützt von der Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7) und vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.

**bm:uk** Bundesministerium für  
Unterricht, Kunst und Kultur

1. Auflage  
Copyright © 2010 by Seifert Verlag GmbH, Wien

Umschlaggestaltung: Rubik Creative Supervision unter Verwendung eines Fotos von © Klaus Rubik

Druck und Bindung: Theiss Druck, 9431 St. Stefan im Lavanttal  
ISBN: 978-3-902406-76-7  
Printed in Austria

# Inhalt


Heißhunger	9
Das erste Mal	17
Unter Strom	20
Alleine	25
Der Anruf	33
Vergissmeinnicht	38
Stillstand	43
Morgen	51
Der Vater	57
Brüderlein fein	62
Mutterinstinkt	70
Im Spiegel	76
Gefangen	80
Alltag	84
Der Plan	87
Schlachttag	91
Das Spiel	96
Ich musste hier raus	100
Landluft	118
Der Traum	123
Wunschkind	127
Jede Nacht	132
Die Vernehmung	134
Ihre Viertelstunde	138
Das Mädchen	142
Danach	146
Sandspuren	149
Die Nächste	155
Noch nicht Herbst	159
Des Teufels	164
Nachweis	173





*Für meine Mädchen!*

*Inspiration und Ablenkung. Und das jeden einzelnen Tag.*





## *Heißhunger*

Sie hungert, seit sie sechzehn ist. Gern gegessen hat sie nie. Hatte keinen Appetit. Dann war alles Ekel. Sie kann nur noch Flüssiges zu sich nehmen. Strohalm statt Besteck, ein unverzichtbares Utensil der Abgrenzung. Zu kauen, mit den Zähnen zu zerteilen, zu zerreißen, zu zermalmern, widert sie an. Zerkleinerten Nahrungsbrei mit Speichel einzuschleimen, im Mund mit der Verdauung zu beginnen, Zersetzung auf der Zunge zu spüren, vergorene Reste, die zwischen den Zähnen zurückbleiben. Abartig, widerwärtig, grauenerregend.

Sie reduziert den Akt der Nahrungsaufnahme auf wenige Minuten täglich. Ein paar Schlucke, runter damit, Zähne putzen, schrubben, bis das Zahnfleisch blutig protestiert. Keine kollektive Speisung, kein Restaurant, keine Kantine. Bei Würstelständen, Döner- und Pizzabuden den Blick senken, Luft anhalten, ignorieren.

Sie war immer schon schlank, jetzt ist sie dünn, doch erstaunlicherweise pendelte sich ihr Gewicht ein – knapp oberhalb der Grenze zur Unterernährung. Der Busen gepusht, die Taille betont, neiderregende Modelmaße. »Ich esse nichts«, ihre Erklärung. Ungläubige Missgunst die Antwort. Sie änderte ihre Strategie, erzählt von Ananas auf Kochschinken, harten Eiern und Avocados. Ihre Diät wird nachexerziert. Sie hat Ruhe.

Essen bestimmt ihr Leben. Es ist anstrengend, ihm auszuweichen, zu vermeiden, andere Menschen kauen, schmatzen, schlucken zu sehen. Nahrungsverweigerung ist eine zeitaufwändige Beschäftigung. Beim Ausgehen beschränkt sie sich auf klassische Konzerte, ab und zu ein Ballett, selten Theater, nur wenn sie das Stück kennt, sich über die Inszenierung informiert hat, weiß,

dass kein Essen vorkommt. In den Pausen bleibt sie sitzen, meidet das Büfett, das Theatercafé, die Bar. Sogar dort wird allzu oft Essbares kredenzt, stopfen, fressen, schlingen die Besucher Gratisnüsse und Cracker in sich hinein, als gäbe es kein Morgen. Ihre Phobie verleidet ihr Film und Fernsehen, Theater und Kabarett. Viel zu oft wird gegessen, ist Essen ein Thema. Essen ist das Eine, Sex spielt in den Medien, im Leben nur eine untergeordnete Rolle, aber das sehen die anderen nicht, das erkennt nur sie.

Kochshows erfüllen sie mit Entsetzen. Die aufgereihten Zutaten jagen ihr eine Gänsehaut über den Rücken. Prall-leuchtende Tomaten, innen quatschig rot, fettglänzende Butter, wurmartige Spaghetti, krötenhäutige Avocados, pelzige Pflirsiche. Fleisch, blutig, mit Fett durchsetzt. Hingeschlachtete Fische mit vorwurfsvoll starrenden Augen. Des Lebens und ihrer Federn beraubte Vögel. Innere Organe, schleimig, glänzend. Manchmal bleibt sie wie ein Kind bei einem verbotenen Horrorfilm hängen, starrt fasziniert und vom Ekel gebeutelt hin, wenn zu Saucen, Aufläufen, Terrinen verkocht und verbraten wird. Wenn Fleisch geklopft, gehackt, faschiert wird. Wenn enthusiastische Futterfabrikanten tief ins Unerträgliche tauchen, kneten, schneiden, dünsten, arrangieren, servieren. Material für Alpträume, die in die Realität überschwappen.

Sie fühlt sich fremd, findet sich in der von Esskapaden durchsetzten Welt nicht zurecht. Ihre Flucht ist anstrengend. Anders zu sein liegt ihr nicht. Sie will nicht auffallen, will in der Menge verschwinden, keinen Eindruck hinterlassen. Um anonym zu bleiben, muss sie sich tarnen. Sie lebt ein Scheinleben. So-tun-als-ob ist ihr zur zweiten Natur geworden. Ein fadenscheiniger Umhang, der die grelle Musterung ihrer Besonderheit

verbirgt, sie vor Neugier, Mitleid und Ausgrenzung schützt. Bei unvermeidlichen, zum Glück raren Zusammenkünften, Weihnachts- und Geburtstagsfeiern, Hochzeiten und Taufen hat sie diese Kunst zur Vollkommenheit gebracht. Sie hat sich unter Kontrolle, verschiebt das Aufgetischte mit sorgfältiger Präzision auf ihrem Teller, arrangiert akribisch Stilleben der Sättigung. Führt ab und zu die leere Gabel zum Mund, lobt, falls angebracht, das Aufgetischte, tarnt sich in stiller Unauffälligkeit. Sie harrt gerade so lange aus, wie es die Höflichkeit erfordert. Selbst im Aufbruch muss sie sich beherrschen, darf nicht erahnen lassen, dass sie auf der Flucht ist, dass sie nur weg will, dem Horror entkommen.

Manchmal träumt sie davon, zu essen. Wahre Berge in sich hineinzustopfen, zu schlingen, sich die Finger abzulecken, nach mehr zu gieren, satt zu sein. In diesen Träumen ist kein Platz für Ekel, für Angst. In diesen Träumen fühlt sie sich frei, so normal, so normal. Wenn sie aufwacht, hält sie die Augen geschlossen, versucht, den unterschiedlichen Geschmäckern nachzuspüren, beschwört nahrhafte Visionen herauf. Doch der Ekel, ihr ewiger Begleiter, zwingt sie, die Augen aufzureißen, den Brechreiz zu unterdrücken, aufzugeben.

Sie sitzt in der U-Bahn, geschützt von einer Gratiszeitungsmauer. Ein Essverbot in öffentlichen Verkehrsmitteln wird überlegt. Im Moment wünscht sie sich nichts sehnlicher. Masochistische Neugier zwingt sie dazu, die Zeitung zu senken. Ihr gegenüber sitzt sie. Alles an ihr ist üppig, überdimensioniert, überwältigend. Ein wenig zu orangestichige Locken, riesige Augen, volle Lippen, ausladende Formen, in einen mausgrauen Hosenanzug gequetscht, die Füße in etwas zu enge Pumps gepresst. Die betonte Schlichtheit der

Kleidung konterkariert die Absicht, lässt das Ensemble zur Kostümierung verkommen. Sie ist nicht fett, aber sie sprengt den Rahmen, wirkt, als würde sie in keine Schublade passen, jedes Klischee ad absurdum führen. Sie strotzt vor Selbstbewusstsein – nicht das aufgesetzte Ich-mag-mich-wie-ich-bin vieler Dicker, sondern ehrliche, in sich ruhende Zufriedenheit mit sich selbst. Sie versteckt sich nicht, drängt sich nicht in den Mittelpunkt. Sie ist einfach. Und isst. Heute ein Schokoladecroissant, gestern einen Apfel, am Montag eine Käsesemmel.

Vor einer Woche hat sie sie zum ersten Mal gesehen. Und war fasziniert von der Sinnlichkeit, mit der sie isst. Genuss, Verzückung, pure Lust am Geschmack, der Konsistenz, dem Erlebnis des Essens. Angewiderte Faszination ließ sie nicht wegsehen. Am zweiten Tag durchströmte sie eine Mischung aus Entsetzen und Erleichterung, als sie die Esserin auf dem Bahnsteig sah. Seither hat sie sie nicht mehr verpasst. 8 Uhr 30, werktags. Das Wochenende war zu lang. Sie hat es kaum überstanden. Die Esserin lässt sie nicht los.

»Scheint, dass wir denselben Weg haben?« Die Stimme der Esserin ist tief und sanft. Eine verbale Streichelheit. Ertappt zuckt sie zusammen. Nickt. Die Esserin ignoriert ihr offensichtliches Unbehagen, plaudert, isst, steigt aus. »Bis morgen!« Der freundliche Abschiedsgruß dröhnt in ihren Ohren. Bedrohlich, verlockend schwebt er den Rest des Tages als Damoklesschwert über ihr. Die Nacht dauert ewig. Sie wälzt sich herum, dämmert weg, nickt ein, träumt von Gelagen mit der Esserin. Augenringe markieren den nächsten Morgen.


Zehn nach acht. Sie steht auf dem Bahnsteig, drei U-Bahnen lang. Sie wartet, unterdrückt den Fluchimpuls, zwingt sich zum Ausharren. Zwei vor halb ist die

Esserin da, begrüßt sie, als würden sie einander kennen, gestikuliert beim Reden mit den Händen, lässt ihr keine Zeit zu antworten, selbst wenn sie Worte hätte. Der Zug fährt ein, die Esserin sitzt ihr gegenüber, anerkennt ihren Wunsch nach Abstand und Nähe. Heute ist Bananentag. Die Esserin bietet ihr eine an, die sie entsetzt ablehnt. Die Form, die Farbe, die Konsistenz, niemals. Die Esserin gibt sich der Banane hin. Fast schon erotisch. Reine Lebensfreude.

Drei Wochen später fährt die Esserin auf Urlaub. Die Trennung macht ihr zu schaffen. Die Esserin ist ein wichtiger, zu wichtiger Teil ihres Lebens geworden. Sie ist abhängig von ihr, von den gemeinsamen Minuten, dem Unterricht im Genießen. Nicht, dass sich ihr Verhältnis zum Essen verändert hätte. Doch der Esserin zuzusehen befriedigt sie auf makabre Weise. Sie ist eine Voyeurin ihrer Nahrungsaufnahme.


Seit die Esserin weg ist, ist sie von Verlangen überwältigt. Sie verzehrt sich nach ihr, ist auf Entzug. Ihr wird bewusst, dass sie die Esserin begehrt. Zum ersten Mal in ihrem Leben ist sie verliebt. Verliebt in die Lebenslust der Esserin, ihre Freude am Genuss, die pure Sinnlichkeit, die sie ausstrahlt. Es erschreckt sie. Es erstaunt sie. Liebe hat es für sie nicht gegeben. Das Essen ist im Weg. Ihr bleibt keine Zeit für Freundschaften, Beziehungen, Familie. Ihr Leben ist Vermeidung. Das hat die Esserin geändert. Zum ersten Mal will sie. Sie will die Esserin um sich haben. Will ihr beim Essen zusehen, die Faszination der Abstoßung erleben. Sie liebt die Befriedigung, das Grauen ertragen, sich ihren tiefsten Ängsten wieder und immer wieder stellen zu können. Die Esserin hat ihr die Augen geöffnet, ihren Kokon gesprengt. Und sie im Stich gelassen.

In ihrer Verzweiflung ergreift sie drastische Maßnah-




men. Auf dem Weg zur Arbeit kauft sie ein. Käsesemmel, Apfel, Schokoladecroissant, Banane. Sie erinnert sich an jedes Mahl der Esserin, feiert mit dem Kauf die Begegnung, die ihr Leben verändert hat. Den ganzen Tag trägt sie ihre Errungenschaften bei sich. Das Essbare in ihrer Tasche erregt sie. Sie hat verbotenes Terrain betreten, Angst, ertappt zu werden. Zwischen Lust und Abscheu hin- und hergerissen, ertastet sie verstohlen das gehortete Essen. Ein Schauer durchläuft sie. Die Realität der Lebensmittel ist ihre Rückversicherung, hilft ihr, die Abwesenheit der Esserin zu ertragen, ist Pfand ihrer Rückkehr.

Sie fiebert dem Wiedersehen entgegen und ist dennoch davon überfordert. Die Esserin ist braungebrannt, die Haare zu Hellorange ausgebleichen, brünetter Nachwuchs. Sie hat ihr ein Lederarmband mitgebracht, ihr Name in bunten Perlen aufgestickt, nichts, was sie tragen würde. Sie legt es nicht mehr ab.



Die Esserin überredet sie zu einem Treffen, hat Unmengen von Fotos gemacht, Meer und Strand und Palmen, und sie selbst vor Meer und Strand und Palmen. Die Esserin erzählt, beschreibt, lacht und kichert, trinkt und isst. Ein Pasta-Berg türmt sich auf ihrem Teller, eine doppelte Portion mit Extra-Sauce. Löffelweise häuft sie Parmesan auf die Nudeln. Die Esserin zelebriert ihr Mahl. Unerwartet elegant wickelt sie Spaghetti auf die Gabel, gönnt jedem Bissen einen fast schon lustvollen Blick, bevor sie ihn in den erwartungsvoll geöffneten, tiefrot geschminkten Mund schiebt. Sie kaut lange, füllt den Mund aus, scheint jede Nuance erschmecken, sich keine Sekunde des Erlebnisses entgehen lassen zu wollen. Den Saucenrest tunkt sie mit Weißbrot auf, das sie grazil in Stücke reißt, bevor sie den Teller fast zärtlich damit entlangfährt. Beim Kauen sind ihre Augen ge-




geschlossen, gibt sie leise Laute der Verzückung von sich. Die Hingabe der Esserin hat etwas Obszön-Erotisches. Ihr zuzusehen erregt sie so sehr, dass sie versucht ist, sich unter dem Tisch Befriedigung zu verschaffen. Der für sie so abstoßende Geruch des Essens verstärkt das pulsierende Ziehen in ihrem Unterleib. Sie klammert sich an ihr Wasser, die Zitrone sofort herausgefischt, ekelgebeutelt die Finger abgetrocknet.

Neid und Lust vermischen sich zu einem überwältigenden Gefühlscocktail. Sie will sein wie die Esserin, leben wie die Esserin, essen wie die Esserin. Sie ist süchtig nach der Esserin, kann ihren Blick nicht abwenden, sie nicht gehen lassen. Sie redet um ihr Leben. Sie, die kaum jemals viele Worte macht, nur keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sich nicht in den Mittelpunkt stellen will, erzählt und plaudert und lacht sogar einmal. Sie kann sie nicht gehen lassen. Nicht schon wieder. Es ist Nacht, als sie nach Hause kommt.

Sie hat die Esserin eingeladen. Zu sich nach Hause. Zum Essen. Sie hat schon lange davon fantasiert, sich vorgestellt, dass es passieren könnte, irgendwann. Sie hat nicht damit gerechnet, den Mut aufzubringen, die Initiative zu ergreifen. Morgen. Morgen wird sie essen. Zum ersten Mal seit fast zwanzig Jahren.

Die Esserin ist pünktlich und hat knallbunte Blumen mitgebracht. Sie stellt sie in eine Vase, arrangiert sie sorgfältig, versucht, Zeit zu schinden. Die Esserin ist, was in ihrem Leben einer Freundin, einer Vertrauten am nächsten kommt. Ihre Familie. Sie ist noch nicht bereit. Bereiter wird sie nie sein. Sie zeigt der Esserin die Wohnung, bietet ihr den Cocktail an, wartet, bis sie bewusstlos ist, hievt sie in die Badewanne – das jahrelange Krafttraining zahlt sich aus.



In der Küche bindet sie sich ihre neue Schürze um,



geht die Zutaten durch, kontrolliert, ob alles vorbereitet ist. Die Pfanne, der große Suppentopf, bereit eingeweicht zu werden. Tiefkühlbeutel in unterschiedlichen Größen, sie hasst Verschwendung. Sie nimmt das Messer, prüft ein letztes Mal die Schärfe und geht ins Badezimmer.

Sie hat sich Mühe gegeben. Der Tisch ist gedeckt, der Teller glänzt, das Besteck ist poliert. Die Leinenserviette steckt in einem gläsernen Serviettenring. Alles ist neu. Alles ist anders. Sie hat so lange gewartet.

Der erste Bissen kostet sie Überwindung. Das Fleisch ist zarter, als sie erwartet hat. Sie isst, bis sie satt und zufrieden ist. Und glücklich. Endlich ist sie glücklich. Sie hebt ihr Glas. »Auf dich!«



## *Das erste Mal*

Sie steht mit dem Rücken zu ihm. Die Arme verschränkt, sie weiß nicht, wohin mit ihnen. Die Dunkelheit ist ihre Rüstung. In ihr verbirgt sie sich. Sein Atem in ihrem Nacken lässt sie erstarren. Gänsehaut. Vorsichtig streicht er durch ihr streichholzkurzes Haar, das dicht und weich und pelzig ist. Zärtlich massiert er ihre Schultern, löst die Verspannungen. Sie lässt die Arme sinken. Spürt seine Lippen am Hals. Zarte Küsse. Sie seufzt, lehnt sich ihm entgegen. »Darf ich?« Seine Frage ein Hauch, ihr Nicken kaum wahrnehmbar. Vorsichtig streift er die Träger des Nachthemdes von ihren Schultern. Kühle Seide fließt mit einem fast unhörbaren Rascheln zu Boden.

Sie erschauert, schließt die Augen, sperrt die Nacht aus. Vollkommene Dunkelheit. Seine Hände wandern tiefer, erforschen ihren Rücken, verharren knapp oberhalb der Taille. Er zieht sie an sich. Haut an Haut. Sie dreht den Kopf. Seine Lippen finden die ihren. Sie schmeckt ihn, fühlt ihn, riecht ihn, braucht ihn. Ihre Küsse werden drängender.


Er hebt sie hoch, trägt sie zum Bett. Sie hat die Augen nicht geöffnet, lässt sich von anderen Sinnen leiten. Sanftweiche Kühle, der Geruch frisch gewaschener Bettwäsche, sein so vertrauter Duft überwältigen sie. Seine Hände streichen sanft über ihren Bauch, wandern tiefer. Sie stemmt ihm ihr Becken entgegen, auffordernd. Seine Hände, sein Mund. Kratzende Bartstoppeln verstärken ihre Empfindungen.

Alles in ihr konzentriert sich auf ihre Lust. Rotglühend, pulsierend. Ihr Stöhnen wird intensiver, lauter, zum Befreiungsschrei.

Sie öffnet die Augen, zieht ihn zu sich, nimmt sein Gesicht in die Hände, sucht seinen Blick, hält ihn fest. Sie öffnet sich ihm. Langsam, unendlich langsam dringt er in sie ein. Seine Bewegungen werden schneller. Dann hält er inne, verharrt in ihr, auf ihr. Der Moment dehnt sich zur Ewigkeit aus. Sie sind eins. Ohne ihren Blick loszulassen, zieht er sie auf sich. Kurz sträubt sie sich, doch ihre aufkeimende Nervosität wird von der Liebe in seinen Augen erstickt. Sie schließt die Augen, bewegt sich erst zögernd, dann selbstbewusster, findet ihren Rhythmus. Seine Lust dirigiert ihre Bewegungen. Sie reagiert auf ihn, sein Seufzen, das zum Stöhnen wird. Je näher er dem Höhepunkt kommt, desto größer wird ihre Erregung. Sie kommt nur Sekunden vor ihm.

Erschöpft liegt sie neben ihm. Ihren Kopf auf seine Brust gebettet, lauscht sie auf seinen Atem, seinen Herzschlag. Es riecht nach Schweiß, Hitze, Erfüllung. Gedankenverloren streichelt sie seine Brust, seinen Bauch. »Ich liebe dich.« Sein schläfriges Murmeln zerstreut ihre letzten Zweifel. Sie ist sich sicher. Endlich.

»Ich will es.« Schlagartig wach, sieht er sie fragend an. Sie nickt. »Ich bin soweit. Ich kann das.« Er dreht sich zur Seite, drückt den Schalter. Die plötzliche Helligkeit lässt sie die Augen zusammenkneifen. Als sie sich an das Licht gewöhnt hat, sieht sie ihn an, wartet auf ein entsetztes Luftschnappen. Sie wappnet sich dagegen, Abscheu oder – schlimmer noch – Mitleid in seinem Gesicht zu lesen. Doch sein Blick bleibt voller Liebe, als er mit seinen Augen und Händen die vernarbte Fläche erkundet. Monate sind seit der Operation, der Chemotherapie, der Diagnose vergangen. Sie hat sich verschlossen, vor ihm, hat sich vor sich selbst versteckt. Die Angst vor dem Tod ist der Angst vor dem Leben, der Liebe gewichen. Die Angst ist immer größer gewor-



den, hat mehr und mehr Raum beansprucht in ihrem und dem gemeinsamen Leben. Allmächtig stand sie zwischen ihnen, drohte die Liebe zu ersticken, die Körperlichkeit auszulöschen. Jetzt hat sie sich ihr gestellt.

»Du bist wunderschön.« Es ist die Wahrheit.

## *Unter Strom*

Eifersucht war schon immer mein Problem. Ich klammere. Manchmal sogar buchstäblich. Die Sache mit der Eifersucht ist, dass sie dich irrational werden lässt, dir im Kopf herumspukt und dir die wahnwitzigsten Ideen einflüstert. Und diese Stimme in deinem Kopf, die hält einfach nie die Klappe. Keine Chance, einen klaren Gedanken zu fassen, wenn jemand ständig plappert und quatscht und redet und nie, nicht mal für eine Sekunde lang still ist.

Natürlich ist meine Frau schuld. Sie sieht verdammt gut aus. Sie ist so heiß, dass es mir wohl keiner verübeln kann, dass ich ein Auge auf sie habe. Oder auch beide, je nachdem. Sie sucht nach Bestätigung. Als ob sie die bei mir nicht zur Genüge bekäme. Aber so ist sie halt. Flirtet mit allem, was Hosen trägt, macht dieses kokette Ding mit den Augen, fummelt an ihren Haaren herum und lacht über jeden noch so lahmen Witz. Damit kann ich umgehen, ich bin das ja gewöhnt. Aber das mit unserem Nachbarn, das geht zu weit. Viel zu weit.

Seit sechs Jahren wohnt er neben uns. Mittlerweile sind unsere Frauen beste Freundinnen. Ab und zu waren wir bei ihnen zum Essen eingeladen – und umgekehrt. In letzter Zeit ist ihr Lachen zu aufgesetzt, ihre Berührungen zu zufällig, ihr Blickkontakt zu intensiv. Das hat mich misstrauisch gemacht. Ich habe sie beobachtet. Genau beobachtet. Es sind zu viele Zeichen. Ich kann es nicht mehr leugnen. Obwohl ich nichts lieber getan hätte.

Er ist nichtssagend. Klein, kahl, fett. Sein Gesicht rund und fahl. Das Gesundrosige vieler Dicker fehlt ihm. Unter seinen Achseln hat er feuchte Flecken.

Ständig tupft er mit einem Taschentuch auf seiner Stirn herum. Das nervt mich am meisten. Dass sie es auf so ein weibisches Weichei abgesehen hat. Wenn sie mich schon betrügt, dann sollte es zumindest mit einem tollen Kerl sein. Einem, der etwas drauf hat. Gut aussehen sollte er auch. Aber nicht zu gut. Nicht besser als ich. Mein Ego ist sowieso schon überstrapaziert. Seit sie seine Vorzüge in höchsten Tönen zu loben begonnen hat, ist es vorbei. Jetzt bin ich mir sicher, dass sie mich betrügt. Mit dem Nachbarn. Ein Klassiker.

Vorgestern habe ich seine Frau getroffen. Im Supermarkt. Beim Gemüse hat sie mir erzählt, dass sie am Abend für eine Woche zu ihrer Schwester fahren wollte. Die erwartete stündlich ihr drittes Kind und konnte Hilfe mit den beiden anderen gut brauchen. Zwischen Milch und Käse hat sie zu weinen begonnen. Sie hat gesagt, dass er eine Affäre hat. Und dass sie nicht weiß, mit wem oder wie lange schon. Aber, dass sie sich sicher ist. Weil er anders riecht. Nach Frau. Ich habe ihren Arm getätschelt, versucht, mitfühlend zu wirken. Gesagt habe ich nichts. In mir hat es gekocht. Gebrodelt hat es. Ich bin mir vorgekommen wie ein Druckkochtopf knapp vorm Explodieren. »Genug!«, habe ich mir gesagt, »jetzt reicht es. Schluss mit lustig! Zeit, das Problem an der Wurzel zu packen, es mit Stumpf und Stiel zu beseitigen.« Ich habe die heulende Nachbarin und meine Einkäufe stehen gelassen und bin nach Hause gefahren.

Meine Frau war nicht da, die hat am Samstagvormittag immer so einen Kurs, in dem sie sich verrenkt und verdreht und weiß der Teufel, was noch alles, wenn es überhaupt wahr ist und nicht nur eine Ausrede. »Aus. Hör auf, darüber nachzudenken«, hab ich mir gesagt, »konzentrier dich lieber!« Ich habe dann im Internet

recherchiert, weil mir eine Idee gekommen ist und ich schauen wollte, ob das, was ich mir ausgedacht habe, überhaupt machbar ist, weil alles geht ja nicht, aber das schon.

»Na, wenn das kein Zeichen ist«, habe ich mir gedacht. Dann ist meine Frau erhitzt und fröhlich – und wahrscheinlich ordentlich durchgevögelt – zurückgekommen und hat Essen gemacht. Ich wollte mir natürlich nichts anmerken lassen, aber das war verdammt schwer.

Jedes Mal, wenn ich sie angesehen habe, sah ich ihren perfekten Körper sich unter dem fetten Stinktier von nebenan ekstatisch winden. Das hat mir meine Lust auf sie ausgetrieben. Was mich wirklich wütend macht. Betrogen zu werden ist schlimm genug, aber geistig entmannt? Ich meine, wer lässt sich ungestraft kastrieren? Das hat mir gezeigt, dass ich im Recht bin.

Das Wochenende war mehr als zäh. Ich bin meiner Frau möglichst aus dem Weg gegangen. Trotzdem musste ich am Sonntag mit zu ihren Eltern. Kredenz wurden Kuchen, Kaffee, picksüßer Likör, Krankheiten, Todesfälle, Familienstreitigkeiten, das Übliche. Und dazu der Ekelporno in meinem Kopf. Das grenzte an Folter. Ich lenkte mich mit meinem Plan ab.

Auf der Fahrt nach Hause begann ich zu husten, klagte über Halskratzen, Mattigkeit und Gliederschmerzen und vergaß auch nicht, die rasenden Kopfschmerzen zu erwähnen, die mich – dank des perversen Films in meinem Hirn – tatsächlich quälten. Ich nahm zwei Tabletten, nuschte etwas von Übertauchen und ging ins Bett. Einige Male überprüfte ich meinen Plan auf Schwachstellen, dann schlief ich tief und traumlos. Ich erwachte ausgeruht und voller Tatendrang. Der gefasste Entschluss war ein überaus sanftes Ruhekissen.

⊕

Kaum konnte ich es erwarten, dass meine untreue Schlampe von Ehefrau zur Arbeit ging. Leidend harrte ich im Bett aus. Dass ich an Ungeduld und nicht an einer Erkältung laborierte, bemerkte sie nicht. Endlich war sie weg. Ich hastete zum Fenster. Ein Kontrollblick zum Haus des Stechers. Montags war Männerabend, da fuhr er mit der S-Bahn. Der Wagen parkte in der Einfahrt, glänzend, frisch gewachst. Sonntags wurde das Auto verwöhnt. Und unter der Woche immer mal wieder meine Frau.

Den Wagen unter Strom zu setzen war ein Kinderspiel. Danach gönnte ich mir ein Bier und proteste mir zu. Den Rest des Tages verbrachte ich auf der Couch, zappte durch hunderte Kanäle und langweilte mich. Ungeduld zerfraß mich. Warten war noch nie mein Ding gewesen. Meine Frau kam etwas früher als sonst aus dem Büro, kochte mir eine Hühnersuppe und scheuchte mich ins Bett. Schonung sei angebracht, Anstrengung schlage sich im Krankheitsfall schnell aufs Herz. Dass ihre unterleibsgesteuerten Umtriebe es schon längst gebrochen hatten, sagte ich nicht. Ich wünschte ihr eine gute Nacht, war mir allerdings sicher, dass meine besser sein würde. Auch, wenn mich die Aufregung noch lange wach hielt.

Sirenengeheul riss mich aus dem Schlaf. Ein Blick zum Wecker, es war kurz nach acht. Schlagartig war ich wach. Ich unterdrückte ein Grinsen. Meine Frau stürzte ins Zimmer. Sie war aschfahl. »Er ist tot«, stammelte sie, zum Nachbarhaus zeigend, »sie bringen ihn gerade weg.« »Was ist passiert?« Gerne hätte ich gelacht, aber ich hielt mich zurück. Ihr Blick irrte im Zimmer herum, sie sah mir nicht in die Augen. »Sein Herz. Der Schrittmacher ist wohl ausgefallen.« Es hatte geklappt! Es hatte tatsächlich geklappt! Ich musste mich bemü-

hen, meinen Sieg nicht laut herauszubrüllen. Plötzlich sah sie mich an. »Die Polizei will mit dir sprechen.« In ihren Augen blitzte Triumph.

Jetzt logiere ich auf acht Quadratmetern und warte auf meinen Prozess. Mord bleibt Mord. Dass ich reingelegt worden bin, tut nichts zur Sache. Ich habe eine Riesenwut auf meine zukünftige Exfrau – sie hat selbstverständlich gleich nach meiner Verhaftung die Scheidung eingereicht. Aber ich bewundere ihre Chuzpe. Was mich irgendwie scharf macht. Verhältnis hatte sie tatsächlich eines. Nicht mit dem Nachbarn. Mit seiner Frau. Sie sind jetzt, wo wir Männer aus dem Weg sind, auch offiziell ein Paar. Die lustige Witwe und die fröhliche Ex des Knastbruders. Ich bin ihnen wie eine Fliege auf den Leim gegangen. Ich kann wohl nicht auf unschuldig plädieren. Aber vielleicht auf Missverständnis?

## *Alleine*

*Sie*

Sie wird sterben. Schmerzen fräsen sich durch ihren Körper, folgen Nervenbahnen, entzünden jede Zelle. Sie steht in Flammen und darf sich nichts anmerken lassen. Zwischen zwei Krämpfen hebt sie die Hand. »Bitte, ich müsste ...« Mit einem Nicken wird sie entlassen. Sie zieht die Klassentür ins Schloss und krümmt sich zusammen. Ihr Stöhnen hallt laut im leeren Korridor. Der Geruch nach Kreide, Putzmittel, Schweiß und Angst lässt sie würgen. Schwerfällig kämpft sie sich hoch, wankt zu den Waschräumen. Sie lässt sich auf einen Toilettensitz fallen, atmet stoßweise ein und aus und versucht sich daran zu erinnern, was sie in Filmen gesehen hat, denn mehr weiß sie nicht über das, was ihr bevorsteht.

Der Schmerz ist leuchtend weiß, unvorstellbar heiß, schmeckt nach Metall. Er bricht in Wellen über sie herein, zerrt sie Woge um Woge dem Abgrund, dem Ende entgegen. Sie kann sich nicht wehren. Dem Ziehen nachgebend, beugt sie sich vor. Der Rock ihrer Schuluniform ist hochgerutscht, der Bund schneidet ein, obwohl sie ihn weiter gemacht hat. Sie versucht, ihn zu lockern, aber ihre Finger finden keinen Halt, nicht einen Millimeter gibt der Stoff nach. Sie hält inne, als sie Feuchtigkeit an ihren Beinen spürt, die ihre Wollstrumpfhose durchdringt. Angeekelt zieht sie sie aus, müht sich ab, der Bauch ist im Weg, aber dann ist sie die nasse Strumpfhose los, lässt sie zu Boden fallen. Den Slip steckt sie in die Tasche ihrer Uni-

formjacke, die sie seit Wochen nur noch offen tragen kann. Bemerkt hat niemand etwas, es zumindest nicht erwähnt. Die Blindheit der Gleichgültigkeit ist Schutz und Fluch zugleich. Was wäre anders, wäre ihr Hilfe angeboten worden? Hätte sie gewagt, sie anzunehmen, die Verantwortung abzugeben? In den letzten Monaten hat sie sich nur das Heute erlaubt. Hat im Jetzt gelebt und gedacht. Von Moment zu Moment, von Stunde zu Stunde. Hat verdrängt und verschwiegen und verborgen.

Es hat gedauert, bis sie sich die Wahrheit eingestanden hat. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Sie ist dreizehn, hat kaum einen Busen, sieht immer noch mehr aus wie ein Kind als eine Frau. Sie träumt von Romantik und Liebe, aber sie glaubt nicht daran. Ihre Hoffnungen erscheinen ihr wie verblasste Traumbilder. Naivität ist ihr verwehrt. Sie muss stark sein, funktionieren. Sonst hat sie keine Chance.

Sie schnappt nach Luft, saugt sie mit einem unterdrückten Aufschrei ein. Eine Schmerzwelle überrollt sie. Sie dreht sich zur Seite und übergibt sich geräuschvoll. Mit dem Ärmel wischt sie sich den Mund ab. Der Geruch des Erbrochenen bringt sie zurück zu ihm. Zu seinen Händen auf ihr, in ihr, überall. Zu seinem Geruch, ein Leben lang vertraut, dann nur noch angsteinflößend, abstoßend. »Bitte nicht, bitte, bitte, bitte nicht«, wimmert sie, wimmert es in ihr. Unerhörtes Flehen drängt an die Oberfläche, bricht sich an den gefliesten Wänden, schallt als verhöhnendes Echo zurück.

Die Abstände zwischen den Wehen werden kürzer, der Schmerz drängender, intensiver. Irgendwann das Pausenläuten. Schulschluss. Getrappel und Gelächter. Sorgenfrei, ahnungslos. Sie will hinaus aus dem Klo, weg von Kotze und Krämpfen. Sie will lachen und

plaudern und tuscheln und kichern und dazugehören. Sie will nicht wissen, was sie weiß, nicht spüren, was sie spürt, nicht sein, was sie ist. Der Schmerz dringt von zwei Seiten auf sie ein, drängt aus ihr heraus. Sie stopft sich den Ärmel in den Mund, um das Stöhnen zu dämpfen. Es tut so weh, so weh und sie muss still sein. Muss schweigen.

Sie hat versucht, mit den Großeltern zu reden, damals, als Mama gerade gestorben war und alles begonnen hat. Sie war acht. Es war Nacht und dunkel, und er so schwer und keuchend und hechelnd und unheimlich. Sie hat geschrien, ihn in die Hand gebissen, mit der er ihr den Mund zugehalten hat. Sein Schlag hat alles verschwinden lassen, und als sie wieder aufgewacht ist, war sie alleine in ihrem Zimmer, und da war Blut, und ihr Bett war nass, aber sie hat sich nicht angemacht. Das war er, seine Flüssigkeit, die er in sie und auf sie gespritzt hat. Zum ersten Mal von vielen. Aber das hat sie erst später begriffen. In dieser ersten Nacht war sie wund und geschunden und verletzt und kein Kind mehr. Das Böse hatte das Kind getötet. Und jetzt hat das Böse ihr ein Kind gemacht.

Die Großeltern haben ihr nicht geglaubt, was sie nicht in Worte fassen konnte. Sie hat geweint, Tage, Nächte lang, und alle haben gesagt, dass sie um ihre Mutter trauert, aber sie hat um sich selbst geweint. Mama war fort. Die konnte ihr nicht helfen. Die anderen wollten es nicht. Weil das Udenkbare unausgesprochen bleiben sollte. Sie wollten nichts hören, nichts sehen, nichts wissen, vor allem nichts wissen. Da ist sie verstummt. Sie hat sich in sich selbst zurückgezogen, dorthin, wo keiner, wo er nicht hinkonnte, wo sie noch sie war, das letzte bisschen, der letzte Rest von ihr. Dort war es ruhig und friedlich und warm und ge-

borgen, und dorthin ist sie auch geflüchtet, wenn er wieder gekommen ist, um sich zu nehmen, zu nehmen, zu nehmen.

Sie macht sich unsichtbar. Zu Hause, in der Schule. Still und stumm und unauffällig ist sie. Schwimmt mit dem Strom, übertritt keine Grenzen, fliegt nicht voraus, fällt nicht zurück. Sie spricht nicht viel. Hat Angst, dass, wenn sie redet, der Damm bricht und all die Angst und die Wut und der Hass und die Ohnmacht aus ihr herausströmen und sie nicht aufhören können wird zu schreien und zu weinen. Und dass ihr trotzdem niemand glaubt. Oder ihr die Schuld gibt, so wie er, der von Einsamkeit spricht und von dem Drang, der ganz natürlich ist bei Männern, und dass er sie liebe und brauche, sie alles sei, was er noch habe. Und er alles ist, was sie hat.

Früher, ganz früher, hat sie ihn bewundert, erschien er ihr allwissend und unverwundbar. Dann wurde er zum Monster ihrer Alpträume. Ein Monster, das ihre Seele tötet. Nacht für Nacht für Nacht. Je älter sie wird, desto seltener kommt er zu ihr. Aber er kommt immer noch. Oft genug.

Das Ziehen wird stärker. Sie sinkt zu Boden, kriecht aus der Kabine in den Waschraum und legt sich auf die Fliesen, so kühl und glatt. Der Schmerz wird fordernder, und sie drückt und presst dagegen. Sie spürt, dass es kommt, und schreit und schreit und schreit. Aber niemand eilt ihr zur Hilfe, die Schule ist aus, das Gebäude leer. Es zerreißt sie, zerfetzt sie. Hass überflutet sie, gibt ihr die Kraft, durchzuhalten, weiterzumachen. Der nächste Schrei treibt sie an die Grenze des Irrsinns.

Ein letztes Pressen, dann ist es draußen. Es liegt zwischen ihren Beinen, blutig, schleimig, glitschig. Noch immer mit ihr verbunden. Es muss weg, soll endlich

verschwinden. Sie zieht an der Nabelschnur, drückt und presst und zieht. Ein bräunlich-violettes Stück Fleisch klatscht auf die Fliesen. Ekel beutelt sie. Sie wendet das Gesicht ab, kriecht weg von dem, was in ihr war, was er in ihr gesät hat. Ein leises Wimmern. Ein feuchtes Schmatzen. Bewegung, die sie aus dem Augenwinkel wahrnimmt.

Sie steht auf, wankt vor Erschöpfung, stützt sich am Waschbecken ab, wäscht sich das Gesicht, öffnet den Zopf, flicht ihn sorgfältig, so ist es gut. Sie zieht eine Handvoll Papiertücher aus der Halterung, hält sie unter kaltes Wasser und wäscht ihre blutigen Beine. Reibt und wischt und schrubbt Blut und Schleim von ihrer Haut. Zweimal muss sie innehalten, wird ihr schwindlig, aber sie macht weiter. Als sie sich gesäubert hat, nimmt sie den Slip aus der Tasche. Sie zieht ihn an, merkt, dass sie immer noch blutet, und polstert ihn mit Papier aus. Sie ist schwach. Aber sie hat überlebt.

Ein letzter Blick in den Spiegel, sie ist blass, aber das sind im Frühling fast alle. Sie geht zur Tür, achtet darauf, nicht ins Blut zu treten. Das Ding bewegt sich. Sie sieht es nicht an.

### *Ich*

Geboren wurde ich auf einer Toilette. Auf dem Mädchenklo eines Gymnasiums, an einem Montag, irgendwann nach Schulschluss. Das Mädchen, das mich auf die Welt gebracht hatte, ließ mich dort zurück, einfach so, wie ein nutzloses Stück Abfall. Ich war unterkühlt, weder abgenabelt noch zugedeckt, mit Kindspech besudelt, als ich vom Schulwart gefunden wurde. Alleingelassen, blutverschmiert, auf zweckmäßig-grauen Fliesen, zwischen Waschbecken und Toiletten begann


mein Leben. Acht Wochen zu früh, zur falschen Zeit, am falschen Ort. Mutterlos, vaterlos, namenlos.

Ich überlebte dennoch. Bekam Eltern. Eine Zukunft. Meine Adoptivmutter sprach oft davon, wie erstaunt sie über meine Winzigkeit war, wie beeindruckt von meinem Überlebenswillen. Von Anfang an glaubte sie an mich. Sie empfand mich als Geschenk, und das ließ sie mich spüren. Jeden Tag, solange sie lebte. Ihr Tod traf mich unerwartet, erschütterte mich in meinem Sein. Sie nahm das Beste von mir mit ins Grab.


Wenige Tage nach meiner Geburt erstach eine Dreizehnjährige ihren Vater, der sich seit Jahren an ihr vergangen hatte. Sie vergewaltigt hatte, seit sie acht Jahre alt gewesen war. Mein biologischer Vater war auch mein Großvater. Das Mädchen, ich bringe es nicht über mich, es als meine Mutter zu bezeichnen, da wir einander so brutal aufgedrängt worden waren, kam in eine Anstalt. Ich war ein halbes Jahr alt, als sie sich erhängte. Mit einem selbstgestrickten Schal. Angewandte Kreativtherapie. »Die leuchtenden Farben wertete ich als gutes Zeichen«, wurde ihre Gestalttherapeutin zitiert, »sie war in erstaunlich guter Verfassung, angesichts dessen, was sie durchgemacht hat.« Vielleicht war sie auch nur froh, einen Ausweg gefunden zu haben.

Ich wusste, dass ich adoptiert worden war, aber die ganze Wahrheit kannte ich nicht. Dass ich ein Klo-Kind bin, das Resultat eines inzestuösen Martyriums, erfuhr ich erst als Erwachsener. Meine Mutter sagte, sie habe es nicht eher übers Herz gebracht. Mein Vater nickte und schwieg, er war kein Mann vieler Worte. Ich sah seine Augen feucht werden und verstand.


Bis ich von meiner Herkunft erfuhr, wusste ich nichts über mich. Ich war verloren, schwebte ungesichert und ratlos durch Vergangenheit und Zukunft und fand




mich in der Gegenwart nicht zurecht. Bis meine Eltern mir mit meiner Geschichte die Fäden in die Hand gaben, das Chaos meiner Empfindungen aufzudröseln und neu zu verweben. Die Verlorenheit, das Gefühl der Unzulänglichkeit, der Ekel vor mir selbst – ich begann zu begreifen, was in mir vor sich ging. Die Liebe meiner Eltern konnte mir meine Zweifel nicht nehmen, mir nicht die Sicherheit geben, die ich so dringend nötig gehabt hätte, um mich selbst besser leiden zu können. Zu wissen, was ich war, machte es mir leichter, es zu verstehen. Auch, wenn ich es nicht akzeptieren konnte, wollte, durfte. In mir wuchs und wucherte das Erbe meines Erzeugers. Noch konnte ich es im Zaum halten, musste mich ihm nur in meinen dunkelsten und schwärzesten Alpträumen stellen.



Ich war kaum älter als meine tote Mädchen-Mutter damals, als die Träume begannen. Träume von kleinen Händen und Füßen, Gesichtern und Körpern. Von duftender Kinderhaut, streichelzart, so verführerisch. Ich kostete, schmeckte, leckte und kam heftig und heiß und überwältigend. Dann wachte ich auf, die Pyjama-hose klamm und feucht. Ich krümmte mich vor Scham und Schuld, wusste, dass tief in mir etwas Dunkles nur darauf wartete, von der Leine gelassen zu werden.



Mit den Jahren wurde es stärker, zerrte immer heftiger an seinen Ketten. Ich bemühte mich um Normalität, hatte die eine oder andere Freundin, heiratete schließlich. Ich hatte Sex mit Frauen, aber ich träumte von Kinderkörpern, klein, unschuldig, rein, unberührt. Meine Frau bedeutet mir alles, aber ich begehre sie nicht. Mein Verlangen, so sehr ich es auch zu unterdrücken versuche, flüstert zu mir, erzählt mir von verbotenen Früchten, von denen ich nicht kosten darf. Obwohl ich es will, so sehr will, dass es schmerzt.



Kindern gehe ich aus dem Weg. Vater zu werden war unvorstellbar. Meine Geschichte, mein Begehren sprachen dagegen. Dann passierte es doch. Meine Frau wurde schwanger und ihre Freude war ansteckend. Ich schob meine Bedenken und Ängste zur Seite. Obwohl ich es besser wusste. So viel besser. Ich liebe und begehre meine Tochter gleichermaßen. Es zerreißt mich. Ich möchte die Zeit vorandrehen, bis sie erwachsen ist und sicher.

Oft stehe ich am Bett meiner schlafenden Tochter und fühle den Drang stärker und stärker werden. Noch kann ich mich beherrschen. Für danach habe ich einen Plan. Die Pistole ist auf der Gästetoilette. Versteckt vor meiner Frau, meiner Tochter und dem letzten Rest meines noch gesunden Selbst. Ich werde auf einer Toilette geboren, wenn es sein muss, werde ich meinem Leben auf einer Toilette ein Ende setzen. Ich werde die Sünden meines Vaters nicht wiederholen. Ich werde shnen.

